

Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 40 (1969)

Artikel: "Lenzburger No. 0" : Schnupftabak-Allerlei
Autor: Attenhofer, Edward
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-918216>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



„Lenzburger No. 0“

Schnupftabak-Allerlei von Edward Attenhofer

*Ja! – Sehr erheitert uns die Prise,
Vorausgesetzt, daß man auch niese.*

Wilhelm Busch

Die Tabakfabrikation fand in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Lenzburg Eingang. In verschiedenen Stampfereien wurde der Schnupftabak hergestellt, der sich als «Lenzburger» weitherum einen Namen machte. So war er auch z. B. in Wien im Tabakladen erhältlich. In den besten Jahren – so um 1880 herum – wurden 40 bis 60 000 Kilogramm exportiert.

Der Tabak

gelangte nach der Entdeckung Amerikas nach Europa. König Philipp II. von Spanien sandte zu ernster Erforschung seiner Besitzungen jenseits des atlantischen Ozeans eine Kommission nach der neuen Welt. An ihrer Spitze stand Boncalo Hernandez de Toledo. Er brachte 1559 die ersten Tabakpflanzen nach Spanien mit. Von diesem Wunderkraut hatte man in Europa schon lange vor seinem Auftauchen vernommen. Seine «Heilwirkung» lieferte Stoff für medizinische Abhandlungen. Der französische Gesandte am Hofe von Lissabon, Jean Nicot de Villemain, sandte seiner Königin Maria von Medici Samen dieser Pflanze nach Frankreich. So geriet es in die höchsten Gesellschaftskreise und wurde «Gesandtschaftskraut», auch «Königinnenkraut» und anders benannt. Der Franzose Delachamp schrieb dann eine botanische Abhandlung über diese Pflanze und gab ihm zu Ehren Jean Nicots den Namen «Herba nicotiana», den es heute noch trägt. Durch Zufall ist der Name Nicots unsterblich geworden. Er hat den Tabak keineswegs entdeckt, ahnte auch nichts vom «Nikotin» und war selber kein Raucher.

Das Schnupfen

verbreitete sich in Europa zur Zeit Ludwigs XIV. Es war sowohl bei Männern und Frauen beliebt. Es bildete sich ein eigenes Anstandssystem, wie man die Prise zur Nase führte, wie man sie anbot und wie man

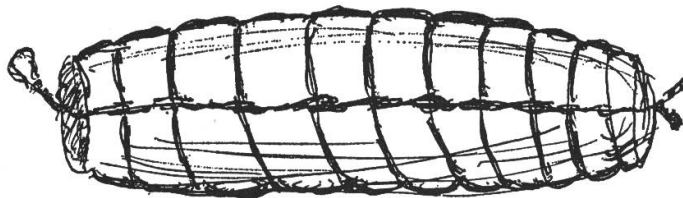
sich beim eventuellen Niesen zu benehmen hatte. Als in Italien das Schnupfen arg überhand nahm, verhängte Papst Urban VIII. über diejenigen den Kirchenbann, die in der Kirche schnupfen würden. In Rußland kam man auf den «freundlichen» Gedanken, es dadurch zu verhindern, daß man den Anhängern die Nase abschnitt.

Das Tabaktrinken,

so nannte man früher das Rauchen, war auch bei uns durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch verboten. Man schrieb diesem viel begehrten und viel angefeindeten Narkotikum «eine Verminderung der Volkskraft» zu und hielt es für Teufelswerk. Der Pfarrer Hupfaut in Basel griff die Raucher noch in der Predigt an: «Wenn ich Mäuler sehe, die Tabak rauchen, so ist mir's, als sähe ich lauter Flammen der Hölle».

Die Mandate

der Behörden gegen die Tabaksucht, die Leib und Gemüt verdirbt, wuchs ins Unermeßliche. So erließ z. B. Bern 1697 ein Verbot, Tabak weder zu rauchen, zu kauen noch zu schnupfen. Schließlich ließ sich der Genuß des Tabaks nicht mehr eindämmen. Papst und Kaiser, Kavalier und Dame, Bauer und Bürger bekehrten sich zu der «unflätigen Neuerung». Ja, man ging aus Staatsraison dazu über, das fremde Kraut im eigenen Lande anzupflanzen. Heute ist das «schädliche» Produkt wirtschaftlich zu großer Bedeutung gelangt und spielt handelsgeschichtlich, steuerpolitisch und im geselligen Leben eine große und wichtige Rolle.



Tabak, in Form einer Karotte (Länge ca. 35 cm, Höhe ca. 8 cm)

«Lenzburger Nr. 0»¹

Kehren wir nach dem allgemein tabakgeschichtlichen Abstecher wieder zu unsern Penaten zurück!

Zur Herstellung von Schnupftabak wählt man in der Regel schwere, fette Tabake, die man sauciert und gären läßt. Aus Tabakblättern bildet

¹ Verschiedenen Lenzburgerinnen und Lenzburgern verdanke ich mancherlei Hinweise.

Preis-Verzeichnis

des

ächtigen Lenzburger Schnupftabaks

von

Bertschinger & Co., Lenzburg.

—><<<—

SPEZIALITÄT No. 0

von **Abr. Bertschinger** (gegründet 1774).

—><<<—

		Fr.			Fr.
Lenzburger	No. 0	6.—		Schwyzer rot	3.50
"	"	1 5.80		Pariser rein und grob	5.—
"	"	2 5.50		Façon Pettavel (gelb)	5.—
"	"	3 5.—		Nico parfümiert	4.50
"	"	4 4.50		Capuziner	3.50
"	"	5 4.—		Damentabak	4.50
"	"	6 3.50		Markgraf Wilhelm	4.—
"	"	7 3.20		Augentabak in Paketen	
"	schwarz	3.50		von 100 und 125 Gramm	6.—
Holländer braun					
reia oder grob		4.50			

Die Preise verstehen sich per Kilo, netto, ohne Skonto, zahlbar innert 30 Tagen.

Verpackung (Fässchen) wird zum Kostenpreise berechnet und in gutem Zustande zum Fakturapreis franko zurückgenommen.

LENZBURG, Juni 1920.

man sog. Karotten², das sind an beiden Enden in Spitzen laufende mit Bindfaden festverschnürte Stangen. In dieser Form hat der Tabak dann eine Gärung durchzumachen. Die Lagerung solcher Karotten ist für die Qualität von großer Bedeutung.

Die gelösten Blätter werden hernach in großen Gefäßen (Kisten oder Kasten) aufbewahrt, um – nach Beigabe einer sog. Sauce – nochmals eine Gärung durchzumachen. Dieser Prozeß muß mehrere Wochen überwacht werden.

Wenn der Tabakhaufen nach einigen Monaten abgekühlt ist, kann die Zerkleinerung der Blätter beginnen. Sie geschieht durch die

² Die Herstellung von Schnupftabak geschieht nach verschiedenen Methoden. Die Karotten-Methode ist die älteste Art. Eine Karotte ist im Heimatmuseum zu sehen.

«Stampfe»³, einem großen, mechanisch betriebenen Wellbaum, an dem schwere schaufelartige scharfe Messer konstant sich heben und fallen lassen. Jedes Lenzburger Tabakgeschäft hatte seine eigene Stampfe (Abraham Bertschinger z. B. in Niederlenz). Darin wurde monatelang Tag für Tag gearbeitet. Hernach gelangt man durch mehrmaliges Sieben der zerstampften Masse zur Herstellung des nötigen Kornes. Die einzelnen Sorten werden gemischt. Je nach der Landesgegend müssen zur Färbung des Schnupftabaks Ingredienzen beigegeben werden, um ein rötliches, schwärzliches, helles oder dunkles Aussehen zu erlangen. Auch sind oft gewisse Essenzen wie Tongobohnen, Rosenöl u. a. nötig.

Der Schnupftabak hält sich gut bei trockener, nicht warmer Lagerung. Eine gewisse Lagerzeit ist für die Qualität sogar von Vorteil.

Durch die Herstellung und den Vertrieb des Schnupftabakes hat Lenzburg – wie schon erwähnt – einen Namen bekommen. Im Volksmund sprach man nur vom «Lenzburger», womit immer der gute Schnupftabak gemeint war. Und der «Lenzburger Nr. 0» spielte dabei eben eine ganz besondere Rolle. Nr. 0 war das allgemeine Produktionszeichen. *Eine* Firma wollte aber die andern ausstechen und nannte ihr Produkt «Lenzburger Nr. 00!»⁴.

Die Firmen

Dem Kenner kam es aber sehr darauf an, von welcher Firma er Nr. 0 bezog. Auch da hatte jeder Schnupfer seinen bevorzugten Lieferanten.

Unser (1948 verstorbener) Gewährsmann – ein großer Schnupfer

³ Ein solcher Betrieb befand sich unmittelbar hinter dem Eisenbahndamm, wo die alte Gasfabrik stand. Auch ein Essenzhäuschen gehörte dazu. Schon von weitem stieg einem daraus ein würziger Duft entgegen.

⁴ Um sich einen Begriff davon zu machen, wie hoch der Lenzburger Schnupftabak im Kurs stand, hat uns in verdankenswerter Weise die Firma Bertschinger & Co. folgende Zusammenstellung übergeben. Dabei bezieht sich die verkaufte Menge nur auf den «Lenzburger Nr. 0». Andere Firmen werden ähnliche Verkäufe getätigt haben:

1883/84	18 487 kg	1901	10 819 kg
1885	18 528 kg	1905	12 390 kg
1886	18 989 kg	1909	12 875 kg
1887/88	17 230 kg	1913	10 813 kg
1889/90	16 781 kg	1914/15	10 155 kg
1891	15 870 kg	1916/17	10 643 kg
1898	12 681 kg	1920	4 438 kg
1899	10 878 kg	1922	5 123 kg
		1923	2 420 kg

Für den Lenzburger Nr. 0 bezahlte man:

1890/1907	Fr. 3.50 je Kilo	1917	Fr. 4.80 je Kilo
1908/1915	Fr. 3.70 je Kilo	1920	Fr. 6.— je Kilo
1916	Fr. 4.— je Kilo		

vor dem Herrn – klassierte die vier, in den 1890er Jahren ortsansässigen Firmen wie folgt: 1. Rang: Abraham Bertschinger, 2. Rang: Heinrich Zweifel, 3. Rang: Albert Rohr, 4. Rang: Isidor Bertuch.

Nach den Orchesterproben vereinigten sich jeweilen Mitglieder des hiesigen Musikvereins im einstigen Pilsnerstübli um den ovalen Tisch herum, wo so viele eingekerbte Namen an feuchtfröhliche Stunden wakterer Zecher erinnern. Bei diesem gemütlichen Zusammensein waren auch die vier Schnupftabakfirmen vertreten. Jeder Fabrikant führte seine Dose bei sich, ließ sie bei der Tafelrunde kreisen und schaute mit Argusaugen darauf, daß man seiner Tabatière die Ehre erwies. Einzig der Vertreter der Firma Rohr gab die seinige nur auf Verlangen heraus.

Ein Fachmann konnte die verschiedenen Sorten gut voneinander unterscheiden. *Wie* der Tabak gewürzt wurde, darin lag das Geheimnis, das man wie einen Schatz hütete. Keiner ließ den andern in die Stampferei hineingucken.

Von Frau Bertuch ist z. B. überliefert, daß sie stets um ihren Hals gebunden drei kostbare Fläschchen bei sich trug, die mit Veilchen-, Rosen- und Nelkenöl gefüllt waren. Um ihrer Hausmarke das richtige Aroma angedeihen zu lassen, schüttete sie diese Ingredienzen, die körperwarm sein mußten, in den gestampften Tabak.

Verschnupft!

Es kam früher schon etwa vor, daß gewisse Orchesterleute die Welt der Harmonie nur anerkannten, solange sie hinter dem Musikpult saßen und keinen Nachhall im tätigen Leben davon verspürten.

Isidor Bertuch⁵, dem offenbar die Geschäftstüchtigkeit im Blute stak, legte gelegentlich seinen Orchesterkameraden gegenüber kein taktvolles Gebahren an den Tag. Einst wollte er neue Geschäftskunden werben, tat dies aber ziemlich plump. In einer Nachbargemeinde trat er in einen Laden, wo man Schnupftabak verkaufte, um Bestellungen entgegenzunehmen. Der Ladeninhaber sagte, daß er seinen Schnupftabak von der Firma Zweifel beziehe. «Ach», meinte Bertuch, «da dürfen Sie ruhig mir Ihre Bestellungen übergeben; denn die Firma Zweifel bezieht ihren Tabak von uns!»

Als Herrn Zweifel diese Verleumdung zu Ohren kam, fand er, das sei aber doch starker Tobak. In der nächsten Orchesterprobe (er spielte Geige, Bertuch Cello) äußerte er sich unzweideutig über den Schwindler

⁵ Schwiegersohn des Schnupftabakfabrikanten Widmer-Strauß. In den 1880er Jahren besaß er Bureau und Fabrikationsraum im heutigen Gebäude des «Bezirksanzeigers». Der Hausgang war geladen mit Tabakdunst. Wer hier eintrat, kam nolens volens gratis zu einer Prise, mußte den Tabakgeistern den Willen tun und herzhaft niesen.



Foto A. Rohr

Verkaufsladen des Kolonialwarengeschäftes Zweifel & Co. in der Aavorstadt (heute Neue Apotheke). Mit dem Tode des letzten Geschäftsherrn, Heinrich Zweifel, ist die Firma 1944 erloschen. Die Einrichtung des Verkaufslokals war seit mehr als hundert Jahren nicht geändert worden, mit der Waage auf dem Korpus, den Trucken (vorn rechts) mit den verschiedenen Schnupftabaksorten und den Holzschubladen.

Als die äußern Umstände den letzten Geschäftsherrn zur Hetze zwangen, wurde der durch seine Väter übernommene Geschäftsgang gestört, und dieses rasche Umstellenmüssen hat sicher auch Heinrichs frühen Tod mitverschuldet. Mit ihm ist der letzte Sproß der «guten alten Zeit» ins Grab gesunken, mit der ungeschriebenen Devise: Leben und leben lassen. Heinrich Zweifel war von wohlmeinender Gesinnung der Kundschaft gegenüber. Es heißt, daß er etwa den Leuten abriet, von dieser oder jener Ware zu viel auf Vorrat zu kaufen, weil der Preis bald herabgesetzt werde.

und ließ verlauten, daß er mit einem solchen Menschen nicht mehr zusammen spielen werde. Der Direktor mußte sich dann ins Mittel legen und die verschnupften Herren ersuchen, ihre Tabakiade nach der Probe auszufechten.

Herba panacea,

Allheilkraut, so wurde der Tabak zur Zeit seines Bekanntwerdens in Europa genannt, und zwar wegen seines hohen medizinischen Wertes. Weiß man heute noch etwas davon?

Ein alter Lenzburger Schnupfer pflegte zu sagen: «Der Schnupftabak stärkt das Gedächtnis und reinigt das Gewissen. Er gerbt die Schleimhäute der Nase und wehrt den frechen Bazillen den Eingang ins Innere des Menschen.»

Als einmal einer seiner Bekannten von der Gesichtrose geplagt wurde, fragte man den Arzt, wo sie ihren Ursprung habe. Als der Schnupfer erfuhr, daß die Krankheit von den Schleimhäuten der Nase ausgehe, sagte er sich: «Da gibt's sicher kein besseres Mittel als Schnupftabak!» Der Patient griff auf sein Anraten stracks zur Dose, und die Gesichtrose – verduftete.

Wie äußert sich der Arzt zu den Wirkungen des Schnupftabakes? In dem Buch «Der Arzt als Schicksal» von Dr. Bernard Aschner lesen wir: «Vergessen ist heute, daß es auch sonst noch eine Menge Mittel gibt, die – lange vorausgebraucht – nicht nur den Grauen und Grünen Star, sondern auch die Altersweitsichtigkeit verhindern helfen. Dazu gehört der heute etwas komisch anmutende Schnupftabak, der durch vermehrte Absonderung von Nasensekret auch den Tränenabfluß durch die Nase befördert und so einen lebhafteren Stoffwechsel in den Augen veranlaßt . . . Man ruft «Zum Wohlsein!», wenn jemand niest. Dieser Zuruf stammt aus einer Zeit, in der man sich der entladenden und ableitenden Kräfte des Niesvorgangs noch bewußt war.»

«Eine Prise g'fällig?»

Das Schnupfen galt früher als die feinste Form des Tabakgenusses. Die Prise verschafft dem Benützer für einige Augenblicke den «Genuß» eines Schnupfens und verhilft ihm so zu gewissen Erleichterungen im Kopfe; denn «Naso otturato, spirito chiuso» (Verstopfte Nase, verstopfter Geist). Der Gewohnheitsschnupfer allerdings – so meinte der alte Lenzburger Gewährsmann – muß nur selten niesen, so etwa mal nach der fünfzigsten Prise.

Der französische Komödiendichter Molière äußerte sich so über die Wirkung des Schnupftabakes: «Nach einer Prise fühle ich mich leichter und zufriedener; meine schwarzen Gedanken verschwinden, mein Gehirn arbeitet besser.»

Viele andere Geistesgrößen der Vergangenheit und neuern Zeit huldigten und huldigen dem «Laster», das vor allem in der galanten Zeit große Mode war. Um nur einige zu nennen: Napoleon; Madame de Staël; die Pompadour; Maria Theresia; Friedrich der Große; Churchill, Englands Kriegs-Premier.

Die Schnupftabakdose

Es war eine Schnupftabakdose,
Die hatte Friedrich der Große
Sich selbst geschnitzelt aus Nußbaumholz.
Und darauf war sie natürlich stolz.

Da kam ein Holzwurm gekrochen
Der hatte Nußbaum gerochen.
Die Dose erzählte ihm lang und breit
Von Friedrich dem Großen und seiner Zeit.

Sie nannte den alten Fritz generös.
Da aber wurde der Holzwurm nervös
Und sagte, indem er zu bohren begann:
«Was geht mich Friedrich der Große an!»

Joachim Ringelnatz

In Lenzburg gab es so um 1900 herum etwa noch 16 Personen, die als gute Schnupfer galten. Neben diesen «Unheimlichen» mag es auch noch «Heimliche» gegeben haben, wobei auch die Damen nicht fehlten. Wer heimlich schnupfte, schnupfte galant und benötigte nur ein kleines Fazenetli. Wer aber unheimlich schnupfte, hatte stets ein rotes, großformatiges Taschentuch zur Hand (oder ein gelbes mit kreisrunden roten Tupfen), wenn die Schleusen der lüsternen Nase sich explosionsartig öffneten.

Ein bekannter Lenzburger Erzschnupfer um die Jahrhundertwende war der lustige Schlossermeister Guttermann. Er stammte aus der bayrischen Pfalz und hatte den deutsch-französischen Krieg miterlebt. Anno 1870 erhielt er vor Paris einen Granatsplitter in den Fuß. Seither hinkte der Schwabe. Wenn er unterwegs einen Bekannten antraf, zog er die Dose aus dem Wams und sagte geheimnisvoll: «Wir wollen noch einen nehmen, weil's niemand sieht!»

Guttermann stellte immer eine Tabakdose hinter die Türe für die Briefträger und war höchst erbost, wenn sie sie nicht benützten. Als Briefträger Halder zur Rede gestellt wurde, warum er sich nicht bediene, meinte Halder, er habe es ja getan. Da bewies ihm Guttermann, daß es nicht stimme; denn der Tabak in der Dose weise keine Fingerspu-

ren auf. Seither nahm Halder stets eine Prise und – opferte sie den Göttern, nur um nicht immer Red und Antwort stehen zu müssen.

Lob des Schnupftabaks

In der Chronik des ehemaligen «Pilsnerstübli» findet sich aus dem Jahre 1905

Ein Lied vom Schnupf
(etwas gekürzt)

Wohl nichts auf Erden ist so schön,
Als einen Menschen schnupfen sehn.
's ist eine Kunst, nicht jeder kanns
Mit richt'ger Würd' und Eleganz.

Auftauchend aus Gewandes Schlund,
Die volle Dose macht die Rund!
Und weil dem Reinen alles rein,
Taucht man der Pfoten Spitze ein.

Die Nasenflügel zittern leis';
Ein Schnüffeln geht herum im Kreis.
Begierig zieht das Riechorgan
Die würz'ge Mischung himmeln.

Sacht wie der Nebel streicht zum Firn,
So steigt der Duft in das Gehirn;
Doch wehe dem, der nicht gefeit,
Dem Schicksal kühn die Stirne beut.

Die Erde bebt, mit mächt'gem Stoß
am Weltall rüttelnd, geht es los –
Zum Sacktuch bricht die Hand sich Bahn;
Das ist der Mensch in seinem Wahn –
Doch hat des Krautes Zauberkraft
Gar manchem Lindrung schon verschafft

Und Lenzburgs Name weit und breit
begründet, bis in Ewigkeit.

R

(Ferdinand Rohr-Haase)

«Der Teller»

(auch ein Schnupferoriginal)

Tilder und Teller u. a. sind Beschönigungswörter für «Teufel». Man will den Namen «Teufel» – aus Aberglauben – nicht aussprechen; denn:



man soll den Teufel nicht an die Wand malen, ... Mußte der Name aber einmal ausgesprochen werden, so pflegte man vorher Gott um Hilfe zu rufen. Etwa so: «... und da sahen wir im Traume – Gott sei bei uns! – den Teufel.» Als man in «aufgeklärter» Zeit diesen Notruf nicht mehr verstand, glaubte man, der «Gottseibiuns» sei ein anderer Name für den Satan.

Früher gab es in Ammerswil vier Wirtschaften. Heute nur noch eine: das «Rütli». Ihm gegenüber stand einst ebenfalls ein Restaurant, auf dessen Taffäre der Tell gemalt war und demnach «Restaurant zum Tell» hieß. Der alte Wirt pflegte im Gespräch immer und immer wieder sein

Lieblingswort «bim Teller» einzuflechten. So nannte man ihn schließlich selber «Teller» und seine Wirtschaft «zum Teller».

1850 ließ sich «der Teller» – der passionierte Schnupfer – vom Lithographen F. Hasler porträtieren. Unter der Litho stehen folgende Verse:

Die gueten alte Zite sind
Scho lang vorbi, jo währli,
Di Junge mache nume Wind
Und schwäze s Land voll Mährli.

Es sötten all's Gstudierti si.
Und das isch doch, bim Teller,
So wenig werth, es blibt derbi,
Als wie ne rothe Häller.

Der «Hegüech»

Neben Guttermann und dem «Teller» wollen wir noch einen dritten Erzschnupfer vorstellen: den Schaf- und Hundescherer «Hegüech». In den Lenzburger Neujahrsblättern 1951–53 erzählt Ernst Eich gar ergötzliche «Anekdoten und Jugenderinnerungen aus der Blütezeit der Lenzburger Schnupftabak-Industrie». Dem freundlichen Leser sei gesagt, so er die Geschichten nicht kennt, daß die drei Jahrgänge noch erhältlich sind. Immerhin soll hier – etwas gekürzt – eine der Anekdoten noch einmal zum Besten gegeben werden – auch als Anreiz zum Kennenlernen der andern. Ernst Eich erzählt:

«Der eigentliche Geschlechts- und Taufname des sogenannten «Hegüech» ist mir nicht überliefert worden. Er muß ein waldmenschartig aussehender Geselle gewesen sein, mit seiner heruntergezogenen «Schafnase», die der Stimme einen hohlen Ton gab; er näselte nämlich wie das Schaf oder die Ente.

An einem schönen Frühlingsmorgen schlürfte Hegüech beim «Landgericht» – dem jetzigen lokalhistorischen Museum – nach der Ecke gegen den Schulhausplatz zu, und schwenkte vor dem «Pilsnerstübli» ein ins Herrschaftshaus der altbekannten Kolonialwaren-Importfirma *Gebrüder Zweifel*, um dort, wie gewohnt, ein Päckli Schnupftabak zu holen. Der weiße Spitzer am Fenster des Ladenraums hatte schon g'spektakelt, bevor er den Hegüech gesehen: denn am schlendrigen Gang erkannte man ihn von weitem. Und daß nun Hegüech gar in ihr Haus trat, wollte dem Spitzzi erst recht nicht gefallen; er kläffte wie toll, als ob man ihm jetzt schon die Flöh vom Fell scheren täte. «Man hört ja sein eigen Wort nicht mehr!» Damit packte der inzwischen herzugekommene Jüngere der Herren Zweifel den «Muggi» am Kragen und bugsierte ihn in den Kellerhals. «Wegen Scheren des Hundes

ist es noch ein Monat zu früh», bemerkte Herr Zweifel dem Hegüech, «denn seine Haare sind noch zu kurz für starke ‚Toope-Händsche‘, mit denen man im Winter geschützt die Reisetasche trägt.» Hegüech erwiderte, daß er nicht auf Arbeit hin beeilt sei; denn eben habe er bei den Wedekinds auf dem Schloß während Wochen zu tun gehabt mit Scheren der Schafherd und mit Waschen und Zurichten der Wolle. Das tue er lieber als auf dem Lande, von einem Stall zum andern zu gehen, nur um den Kühen die Mistklauen zu stutzen. Der Schloßherr habe ihm auch schönen Lohn gegeben. Er hätte dies nicht erwartet; denn dessen Frau habe ihn zuerst weggeschickt – dies Weibsvolk sieht eben lieber vornehme Leut als nur Stallwanzen wie unsereins. Aber da sei der Guts- herr dazu gekommen und habe mit ihr aufgeehrt: Man könne nicht kutschieren, wenn das eine hüst sage und das andere hott! Übrigens sei es vielleicht gut, daß er, Hegüech, das «Hochdeutsch» der beiden nur halb verstanden, als sie sich noch weiter gegenseitig «angesungen»! Und ein Knecht sei dann noch herzugekommen, um zu fragen, ob er dem großen «Schwärzi-Birnbaum» güllern dürfe? «Nein», habe Wedekind barsch erklärt, «dieser Baum hat letztes Jahr nichts gegeben, also geb’ ich ihm jetzt auch nichts; die Gülle ist für die Weinreben!» Hegüech erzählte weiter, daß er in der Scheune des Schloßguts jeweils auf dem Heu geschlafen habe. Des Abends sei immer ein Bursch vom Städtchen her gekommen und habe vor dem Schlosse die Trompete geblasen. Es soll der Sohn des Dachdeckers Frühauf sein, der die Blonde der beiden Fräuleins so gerne sehe. Ihre Schwester, die Rundliche-Dunkle, habe ihm, Hegüech, oft «Znüni» gebracht und ihm beim Scheren der Schafe zugeschaut. Sie habe ihm sogar Schnupf verschafft, als sie von ihm ver- nommen, er hätte schon seit langem keinen mehr gehabt. Es sei übrigens ein donners Maitschi, diese Dunkle; denn sie habe immer gelacht, wenn sie ihn sah. Er wisse ja schon, daß er auch gar kein Schöner sei, und be- greife, daß das Fräulein deswegen lachen mußte.

Einst sei er abends beim Schloß auf einen hohen Baum g’stägeret und über einen Ast hinweg zu einem Felsloch g’schloffte, um von dort aus einem Falkennest sich die Eier in die Tasche zu holen. Da kam eben der Trompeter mit der Blondin vom Schloßtor herangeträmpelt, und es hatten sich dann die beiden just unter seinem Baum auf eine Bank ge- setzt. Das Fräulein habe dem Burschen eine Tüte voller Zuckertäfli g’spienzlet und g’chöschelet: «Du darfst davon haben, aber jedes Stück kostet einen Kuß!» Der Trompeter habe hierauf viel mehr als ein Stück «gekauft», und er, Hegüech, aus dem Versteck dem Chöschele und Chüderle gern zuegluegt und dabei mehrmals eine starke «Prise» ge- nommen. Aber dann habe er plötzlich laut pfnachsen müssen, worauf das Fräulein erschreckt «Jesses-Maria» rief, und hernach das Pärchen – wie vom Uhu vergälsterte Hühner – sich druus und davon machte. Ob

dem Nachgaffen und Herumchräsme am Baum seien ihm in der Tasche zwei Eier gesprungen und usglötterlet; was er erst beim Schlafengehen gewahrte.

Die beiden Schloßjunker, Donald und Frank, seien aber richtige Usöd; denn sie hätten ihm eistert die Schere versteckt. Sie hätten sogar, während er Wolle wusch, die beiden Schafböck so g'schabet, daß am Kopfe nur eine Mähne und am Schwanz ein Haarbusch verblieb. Also hätten die Tiere eine Gattig g'macht wie zwei Leue. Hernach hätten die Junker die Schafe an ein Wägelchen gebunden, und die beiden Mädels hätten altertümlich verkleidet und bemalt sich dann hineingesetzt. Hernach seien sie hinab durchs Städtchen und hinaus zum Jugendfestplatz auf die Schützenmatte gefahren. Der eine der Junker sei mit Harnisch und Spieß auf dem Schloßesel vorangeritten, und der andere habe das Gespann, mit Schwert und Schild bewaffnet, an der Hand geführt und dabei geknurrte und gebrüllt wie ein Leu; während Heiri Seiler, der städtische Ausrufer, in der Tracht eines Herolds vorausgehen mußte, um bimmelnd mit der Ausruferglocke die ihm nachfolgende «Ritter-Komödie» zu verkünden. Erst am Abend seien die jungen Herren wieder ins Schloß zurückgekehrt, wobei sie das halbe Städtchen als johlende Nachläufer gewonnen hatten. Oben auf der Schanz sei dann unter den Linden noch viel Eigengewächs getrunken worden, und so habe die Wirtschaft des Schlosses zu guter Letzt noch ausnahmsweise schöne Einnahmen bekommen. Handörgeli und Trompete hätten zum Tanz gespielt, zwischenhinein habe die Blonde gesungen wie ein Kanarienvögelchen, oder die Schwarze wie eine Spanierin einen Solotanz aufgeführt bei Klaviermusik der Frau Mama. Und dann habe alles geklatscht und um Wiederholen gerufen. Er, Hegüech, habe schließlich das Wägelchen mit den Schafböck wieder in die Scheune herunterholen und gleich noch den Ausrufer Heiri Seiler mit aufladen müssen. Denn diesem sei der Wein, den er abgekriegt, in Bein und Kopf gestiegen, also daß er sich wohl und wöhler fühlte. Und darob wurde auch seine Ausruferstimme laut und lauter, was dann begreiflicherweise der Gesellschaft mißfiel. Er, Hegüech, habe sich dabei gesagt, daß, wenn die Junker – die Uflöt – seine Schafzwicki nicht erwischte hätten, und so weiter, ihm dies Anrytis wohl nicht beschert worden wäre. Und so kam es, daß dann tags darauf vom guten Heiri Seiler ein Aufruferauftrag verkehrt gehandhabt wurde, nur weil er auf dem Bestellzettel die ihm niedergeschriebenen Worte noch tanzen sah, wie des Abends zuvor die Pärchen auf dem Schloßplatz. Zum Gaudium der Zuhörer habe Seiler nämlich ausgerufen (wie im «Bären» nachträglich vernommen): «Frische Tafeläpfel sind zu haben direkt ab den Bäumen bei Friedrich Eich am Aabach, und zwar die ‚Süßen für Suure‘ und die siebzig zu achtzig Rappen das Mäs (Maß)!»

Hegüech weiß dem ihm mit Wohlgefallen zuhörenden *Herrn Zweifel* noch mehr zu erzählen: Gestern habe er zwilchene Hosen kaufen können und neue Holzschuhe, und hier sei noch Geld für *zwanzig Rappen Schnupf*. Damit legte er ein blankes *Einfrankenstück* auf den Ladentisch vor Herrn Zweifel hin. (N. B. Ein Franken hatte damals weit mehr Wert als heute; denn ein Knecht mußte z. B. bei freier Station fast eine ganze Woche lang sich für einen Franken Lohn abmühen.) Zweifel nahm stillschweigend das Stück Geld und ging ins hintere Büro – das Privé –, da er offenbar in der Kasse des Ladens kein Münz vorfand zum Zurückgeben des Überschusses; oder auch weil ihre doppelte Buchhaltung solch Hin und Her erforderte. Im Privé saß der ältere Bruder. Er war jedermann unter dem Zunamen «Chömi-Törgg» bekannt, von wegen der roten Türkenkappe, die er im Büro immer auf seiner Glatze trug und die zugleich als Reklame diente für die türkischen Spezereien, wie Kümmel, Muskatnuß und so weiter, die man auch handelte. Diesem Bruder wurde nun von dem Geschäftsbesuch des Hegüech erzählt; und sie lachten miteinander über die Episoden, welche der Schafscherer auf dem Schloß erlebt hatte. Mehr als einmal kredenzten sich die auch äußerlich der kultivierten «Lenzburger Aristokratie» angehörenden und in reeller Geschäftsbedienung sich famos ergänzenden Brüder ihre abgeschliffenen silbernen Schnupfdosen zwecks besserer Reflexion, und um sich auch gegenseitig die Lachlust noch mehr zu stimulieren. Und während der Ältere die eisenbeschlagene schwere Kassenkiste öffnete und das Usegeld entthob, leitete der redselige Jüngere der Herren Gebrüder noch ein geschäftliches Zwiegespräch ein: «Wie gut, daß wir nun unsere Schnupf-Qualität Marke ‚Zweifel Null‘ in ‚Zweifel-Doppel-Null‘ verstärkt haben! Denn der Bleiche-Besitzer Miggi Hünerwadel hat sich gestern beim Fortgehn vom Frühschoppen beklagt, er werde den Stockschnupfen nicht mehr los, den er sich bei der Prozedur des Tücherbleichens zugezogen: es liege dies wohl am zu wenig wirksamen Schnupftabak. Und da habe ich ihm gleich die ab heute in Verkauf genommene Qualität ‚Doppel-Null‘ unter die Nase gehalten, bis daß er dann viermal hat niesen müssen und erklärte: ‚Das ist der wahre Jakob, der das Gehirn entlastet!‘ Du kannst dir denken, wie mich dieser erste Erfolg gefreut hat. Mich nimmt nur wunder, was unsere Konkurrenz, Abraham Bertschinger und Albert Rohr, hiezu sagen wird, die, unser altes Produkt nachahmend, ihr Präparat bis jetzt auch unter der Qualitätsmarke ‚Null‘ verkaufen! Der Cigarren-Weber hat mir bei meinem Besuch in Menziken mit Handschlag versprochen, daß er den herausgefundenen Spezial-extrakt aus Kentuckytabak nur uns allein geben werde, so wir entsprechend Umsatz erreichen. Paß auf, das wird lustig, wenn wir von nun an unser Tabakpulver mit dieser Essenz begießen und es die Konkurrenz als ‚Doppel-Null‘ in die Nase beißt! Aber Propaganda muß jetzt ge-

macht werden für großzügigen Vertrieb, denn dem Sommerhalder auf der Menziker-Burg ist nicht zu trauen. Grad gestern habe ich ihn oben am Ziegelrain getroffen, wie er mit Kupfer-Gödi Bume einen großen Brennhafen auf eine Karre lud, angeblich für Likör-Sud. Wenn ihm, wie dem Weber, dieser Tabak-Sirup gelänge, dann würde Abraham lachen und Albert Rohrs würden sich auch nicht mehr länger hinter den Ohren kratzen. Wir müssen jetzt darnach trachten, schon in jeder kleineren Ortschaft einen Kunden zu gewinnen für den Alleinvertrieb der Marke ‚Zweifel-Doppel-Null‘; damit solcher Depothalter sich veranlaßt fühlt, auch noch den Kandiszucker, den Röstkaffee, das Petrol, die Sultani-
nen und so fort, bei uns zu kaufen!»

Schließlich brachte der «Chömi-Törgg» dem ungeduldig werdenden «Hegüech» einen Saldo von 1 Franken 80 Rappen zurück, statt nur 80 Rappen auf das von Hegüech gegebene Einfrankenstück. Hegüech zählt nach und denkt sich dabei:

«Was ist denn dees?
Ein Franken achtzig
So für ein Stück
Zum Kauf von Schnupf

Verlegen zieht er
Das große rote
Und denkt,
«Wo bleibt denn die Vernunft,

Misech, der Zwyyfel
Nun gut denn so,
Nimmt Geld und Päckli
Und tritt durch die

Tritt in die Wirtschaft
Erzählet dort die
«Man bracht mir Geld,
Doch ich versteh’

Ich bin doch nur
Sie sind ja g’schy-
Und wem fällt Geld
Wird gleich getuschelt,
Was Hegüech b’richtet
«Mir bracht’ man Geld
Doch ich versteh’
Und schließlich, für
Die Herr’n sind g’schy-

Seh’ ich wohl recht?
ist nicht schlecht
von hundert Rappen,
für zwanzig Rappen!»

aus der Hose
Tuch der Nase
ob schneuzendem Getute:
die Gute?

will dich foppen;
das zahlt ein Schoppen!»
dann fürbaß
krumme Gaß,

von Beck Kähr,
g’lung’ne Mär:
wohl gar zu viel;
davon nicht viel!

der ‚Hegegich’ –
terer als ich!»
zum Fenster ’rein,
leise, fein,
hintendrein:
vielleicht zu viel;
davon nicht viel!
wen schert’ ich mich?
terer als ich!»

Von Tabakdosen

In den 1880er Jahren stand fast noch in jeder Lenzburger Wirtschaft eine Dose zur allgemeinen Bedienung. Die verschiedensten Formen waren anzutreffen, z. B. ein Hobel oder ein Schuh. «Die Schuhform war nicht gerade sehr geeignet für eine Tabakdose, mag aber dafür gewählt worden sein, weil der Aberglaube mit dem ‚Glückschuh‘ nicht bloß die ‚glückbringende‘, sondern auch die ‚gesundheitwünschende‘ Eigenschaft verband. ‚Gesundheit! à votre santé!‘, wünschte ja ehemals jeder höfliche Mann, wenn der Tabak seine Wirkung getan hatte.» (Verkitschung des ‚Glückschuhes‘ tritt vielleicht schon im XVII. Jahrhundert in Erscheinung; man möchte es fast glauben, wenn man die figurenreiche, in Buchsbaumholz geschnitzten Tabakdosen in Schuhform [XVII. und XVIII. Jahrhundert] betrachtet.) Antike Sujets oder Jagdszenen spielen die Hauptrolle, ohne daß sich in ihnen überhaupt ein innerer Zusammenhang mit dem Schuh erkennen ließe.

Auch die Dosen, deren sich der Schnupfer persönlich bediente, besaßen die verschiedensten Formen und bestanden aus allerlei Material.

Eine heute sich in Privatbesitz befindliche Alabasterdose gehörte einem Herrn Ringier, der sie als Student in der Fremde stets um sich haben mußte. In Lenzburg hatten seine Freunde ihre Namen hineingraviert, gleichsam wie in ein Album. Und wo Ringier weilte, erinnerte ihn die Dose an die Lieben, die er in seiner Vaterstadt zurückgelassen und an die fröhlichen Stunden, die er in ihrem Kreise verlebt hatte. Auch war er stets von einem heimatlichen Duft umgeben, wenn ihm der «Lenzburger» in die Nase stieg, und wie ein Porte-bonheur mag er die Dose gehütet haben.

Daß Tabakdosen als Glücksbringer verwendet wurden (und vielleicht heute noch werden), liegt außer allem Zweifel. Eine Zeitungsnotiz berichtete über Napoleons Tabatière, die dem Oberkommandierenden der Invasionsstreitkräfte im Zweiten Weltkrieg Glück bringen sollte.

König Viktor Emanuel schenkte nach der Befreiung Süditaliens General Eisenhower eine kostbare Tabakdose, die von Napoleon stammte. Marie-Louise hatte nach der Hochzeit ihrem Gemahl dieses Döschen überreicht, das auf der einen Seite ein großes «N» mit der Krone trägt und auf der andern das Wappen der Habsburger. Eisenhower liebt diese Dose sehr; er war auch abergläubisch genug, um von ihr Glück in den Feldzügen zu erhoffen, da diese Dose den Kaiser Napoleon stets begleitet hatte.

Zu guter Letzt

Heute wird in Lenzburg nicht mehr so viel geschnupft, wie ehemals. Doch gibt es immer noch welche, die an der alten Tradition festhalten

und wenn auch nicht mehr den echten «Lenzburger Nr. 0», so doch einen würdigen Ersatz genießen. Die Liebhaber des Schnupftabakes werden so wenig aussterben, wie die Raucher und Kautabäcker. Welche ein wirtschaftlicher Faktor der Schnupftabak für ein Land sein kann, möge uns ein Beispiel zeigen: Im Jahre 1932 wurden in Deutschland 1819 Tonnen Schnupftabak verbraucht, d. h. 120 Eisenbahnwagen voll im Wert von 8 bis 9 Millionen Mark wurden «verniest».

Da von allen Gebrauchsarten des Tabakes das Schnupfen die unschädlichste ist, werden sich immer etwa wieder zwei Menschen begegnen – wie auf der Schutzmarke der 1944 erloschenen Firma Zweifel & Co. – die mit genießerischem Kennerblick einander eine Prise offerieren und über die Vorzüge des Schnupftabakes ein Gespräch anknüpfen mit den Worten:

«Wie finden Sie ihn?» – «Delicat! Famos!»

Schutzmarke der Firma Zweifel & Co. Sie befand sich am Kopf von Geschäftsbriefen und wurde auch auf rotes und weißes Papier gedruckt, in welche man die Tabakpäckli wickelte.

Schnupftabakfabrikation
in
Leuzburg.



Wie finden Sie ihn? — Delicat! Famos!